Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Unsere Tierwelt im Kampf mit der fortschreitenden Kultur
Autor: Steinmann, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748772

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

UNSERE TIERWELT IM KAMPF MIT DER FORTSCHREITENDEN KULTUR

BETRACHTUNGEN ÜBER DIE AUFGABEN DES SCHWEIZERISCHEN NATURSCHUTZ-BUNDES

Schutz der bedrängten aussterbenden Tierwelt!

So heißt der Ruf, der, von Naturfreunden angestimmt, laut und eindringlich in unserm Lande ertönt, der überall Echo sucht und vielfach findet. Langsam aber stetig mehrt sich die Zahl derer, die das von der fortschreitenden Kultur an unserer Natur verübte Unrecht wieder gut zu machen bereit sind durch freudiges Eintreten für die Bedrängten, die den Gedanken der Schaffung einer Reservation, eines Schutzgebietes, eines schweizerischen Nationalparkes mit froher Zustimmung begrüßen. Und doch fehlt es anderseits nicht an Gleichgültigen und an Zweiflern, die an die Notwendigkeit oder an den Nutzen einer solchen Einrichtung nicht glauben wollen. Sie geben nicht zu, dass die Kultur so viel auf dem Gewissen habe, da ja zu allen Zeiten, lange vor dem Erscheinen des Menschen, Tiere und Pflanzen ausgestorben und durch neu Auftretende ersetzt worden seien. Sie glauben nicht an die Möglichkeit, die Aussterbenden durch Schutzbezirke vor dem völligen Untergange zu retten, da sie nicht in den kulturellen Veränderungen, sondern im Wechsel des Klimas, in den Wandlungen der Lebensbedingungen, somit in Veränderungen der Natur selbst die letzten Ursachen des Verschwindens mancher Tiergestalten erblicken. Wenn wir nun aber der unparteiischen Geschichte das Wort lassen, wenn wir vor unsern Augen die Tiere der früheren und frühesten Zeiten erscheinen lassen, dann wird uns wohl ohne weiteres die verhängnisvolle Bedeutung des Menschen klar, der einst wie heute alle Dinge sich selbst zum Nutzen zu gestalten bestrebt war, unbekümmert um das Schicksal seiner Mitgeschöpfe.

Gibt es Opfer der Kultur?

Wir wollen diese Frage zu beantworten versuchen, indem wir eine kurze Übersicht über die Geschichte der schweizerischen Tierwelt geben, von den ersten Zeiten, aus denen wir sichere

Kunde besitzen bis auf unsere Tage. Zunächst ein paar Worte über die uns zur Verfügung stehenden geschichtlichen Quellen.

Obwohl die Dokumente, die uns über die Tierwelt der Vergangenheit unterrichten, recht spärlich sind, so vermögen wir uns doch ein ziemlich vollständiges Bild von ihr zu rekonstruieren, wenn wir die vielen Knochenreste in den Schuttlagen der vom Steinzeitmenschen bewohnten Höhlen, sowie die Schlammschichten der Seeufer, über denen der Mensch einst seine Pfahlbauten errichtete, mit in Betracht ziehen. Dank den zahlreichen Funden steinerner Werkzeuge ist es sogar möglich, das Alter der einzelnen Kulturschichten ziemlich genau abzuschätzen und so auch über die allmählichen Veränderungen der Tierwelt Aufschluss zu gewinnen. Da jedoch diese frühesten Zeiten für unsere Zwecke nur wenig Material bieten, wollen wir uns mit einigen Bemerkungen begnügen.

Die ersten sicheren Spuren des Menschen in unserm Lande gehen bis über das fünfzehnte Jahrtausend vor Christi Geburt zurück. In dem anfangs warmen, gleichmäßigen Klima gedieh eine Pflanzenwelt von fast tropischem Charakter, die dann allmählich infolge der kalten niederschlagsreichen Gletscherperiode und der darauffolgenden trockenen Zeit verarmte und einer spärlichen Tundren- und Steppenfauna Platz machte. Wieviel hundert Jahre über die Erde hinweggegangen sind, bis dann allmählich mit neuerdings zunehmender Feuchtigkeit und Wärme sich die trockenen Grasfluren mit Wald bedeckten, das kann nur abgeschätzt werden. Hand in Hand mit diesen erdgeschichtlichen Umwandlungen gingen Veränderungen der Bewohnerschaft. Mammut, Höhlenlöwe, Nashorn und Höhlenbär, die den ersten Zeiten ihren Charakter verliehen, verschwinden schon frühzeitig, Andere überdauerten zäh den Wechsel der Zeiten und leben heute noch unter veränderten Bedingungen meist weit entfernt von ihrem früheren Standort. Hieher gehören Wisent, Moschusochse, Wildpferd, Renntier, Gemse, Steinbock, Alpenhase und Murmeltier. Über die Beziehungen des Menschen zu diesen ältesten Bewohnern unserer Gegenden wissen wir wenig. Nur soviel können wir aus der Anwesenheit vieler Tierknochen im Höhlenschutt schließen: Der Mensch war ein eifriger Jäger, der mit Steinpfeil und Steinlanze gegen die Tierwelt zu Felde zog. Die überwältigte Beute schleppte er in seine fin-

stern Felsbehausungen. Die Liste seiner Jagdtiere war sehr umfangreich, er wagte sich auch an die Riesen unter den Säugern, an die mächtigen Rinder und Dickhäuter.

Trotzdem wollen wir es unterlassen, die menschliche Jagdlust mit dem Aussterben jener uralten Gestalten, Mammut, Nashorn und höhlenbewohnender Räuber in Beziehung zu setzen. Der allmähliche Wechsel des Klimas im Lauf der Jahrtausende und die Unfähigkeit, sich den neuen Bedingungen anzupassen, bewirkten wohl in erster Linie das Verschwinden jener Formen. Dagegen macht sich zur Zeit der Pfahlbauer die Hand des Menschen, die vorwärtsstrebende Kultur in der Zusammensetzung der Tierwelt schon viel deutlicher fühlbar. Einer der genialsten Gedanken, der je eines Menschen Hirn entsprungen ist, der Entschluss die wilden Tiere einzufangen, zu zähmen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, bedeutet für die menschliche Kultur einen unermesslichen Fortschritt, für die Geschöpfe des Waldes aber das Verderben.

Rücksichtslos schafft der Mensch seinen Haustieren Raum und günstige Lebensbedingungen. Die Bäume des Urwaldes im Umkreis seiner Wohnungen sinken zu Hunderten unter den Hieben der steinernen Axt. Da wo früher Sumpf und düsteres undurchdringliches Gehölz weite Strecken deckte, dehnt sich das saftige Grün der Wiesen aus. Aus dem gelichteten Wald aber zieht sich der Bär in finstere Schluchten zurück. Gemse und Steinbock flüchten sich die Gebirgshänge hinan, ihnen nach Schneehase und Murmeltier. Wer nicht freiwillig geht, der erliegt den verbesserten Jagdwaffen, denn unterdessen hat der Mensch gelernt, aus den Erzen des Bodens Bronze zu schmelzen. Immer eifriger nimmt er die Verfolgung auf. Er erfindet die Herstellung eiserner Geräte, von Süden dringt die Kultur ein und bringt neue Waffen. Aber nur langsam, Schritt für Schritt, weicht die Tierwelt zurück. Noch der Römer, der in unsere Gegenden einwanderte, fand in den Wäldern Auerochsen, Elentiere und Bären, wie uns die Nachrichten von Caesar und Tacitus beweisen. Ja noch die Helden des Nibellungenliedes jagten auf Bär, Wisent, Elch und Ur.

Als Zeit für das Aussterben dieser Tiere in den Wäldern der Ebene darf wohl das erste Jahrtausend nach Christus angenommen werden. Unterdessen ist das Werk der Kultur immer weiter fort-

geschritten. Mehr und mehr tritt der Mensch in den Vordergrund und unter seiner Hand gewinnt die Natur allmählich ihr heutiges Gepräge. Die früher zusammenhängenden Waldbestände werden zerrissen, ein Netz von Straßen durchzieht die früheren Einöden. Dörfer und Städte erstehen. Sumpf wandelt sich in fruchtbaren Boden. Um das Ackerland vor Überschwemmung zu bewahren, bändigt man Bach und Fluss. Hinter den Uferdämmen dehnt sich, dem Flusse abgerungen, saftiges Erdreich. Am gezähmten Strom aber lässt sich die Industrie nieder, die Kraft des fließenden Wassers zu nutzen. Mühlen und Fabriken werden errichtet und das hat zur Folge, dass die klaren Fluten getrübt und verschmutzt werden. In unzähligen, von Jahr zu Jahr sich mehrenden Kanälen rieseln die schmierigen, giftigen Abwässer den Flüssen zu. Mit schlimmen Ahnungen sieht der Naturfreund die Verwüstung; schweren Herzens bemerkt er, wie da und dort charakteristische Glieder der Tierwelt seltener werden und ganz verschwinden. Als Ersatz stellen sich die lästigen Begleiter der Kultur, Ratten, Mäuse und anderes Gelichter immer zahlreicher ein. Unter ihrer Herrschaft wird die Totenliste umfangreicher.

Noch weit schlimmer aber als das, was der Mensch indirekt durch Umwandlung der Natur seinen Mitgeschöpfen antut, ist für manche von ihnen der direkte Schaden, der durch die Erfindung des Feuerrohres ins Ungemessene steigt. Es ist nicht mehr ein allmähliches Sterben, eine schrittweise zunehmende Verödung der Natur; wie eine Lawine durchfegt der Tod unser Gebiet. In wenigen Jahrzehnten sind mehr Tiere ausgestorben als früher in Jahrhunderten. Gerade den seltensten wird am eifrigsten nachgestellt. Da zahlen Sammler und Museen die höchsten Preise. Sie und der dem Jäger angeborene Ehrgeiz sichern den völligen Untergang der Bedrohten.

Wir lesen, dass der amerikanische Büffel, der noch vor wenigen Jahrzehnten in vieltausendköpfigen Herden die Prärien durchstampfte, dem gegen ihn geführten Vernichtungskrieg gewinnsüchtiger Lederhändler fast völlig erlegen ist und entsetzen uns über diesen Massenmord. Aber wir brauchen nicht in die Weite zu schweifen. Vor unsern Augen spielen sich ähnliche Tragödien ab. Vielleicht weniger auffällig, aber darum nicht weniger traurig ist das rapide Aussterben manches Vogels und Säugetiers, sowie das Verschwinden einiger Fische aus unsern Gewässern.

Der europäische *Biber* war schon ein Bekannter des Höhlenbewohners. Er machte die ganze Pfahlbauperiode mit und lebte zu Beginn der historischen Zeit weitverbreitet in ganz Europa.

Ja sogar in Nordafrika war er zu Hause, denn die alten Ägypter bilden ihn unter den Hieroglyphen. In Südeuropa, wo die älteste europäische Kultur erblühte, verschwand der große Nager zuerst. Doch wissen wir, dass er noch ziemlich lange am Po und an den spanischen Flüssen sich halten konnte. In Frankreich genoss er einst weiteste Verbreitung. Heute lebt noch eine ganz kleine Kolonie in den untersten Zuflüssen der Rhone, deren versumpfte Ufer dem Tier ein letztes Refugium bieten. Wie lange noch? Bis jetzt ist es nicht gelungen, die Regierung zur Einführung einer Schonzeit zu bewegen. Alle Bemühungen französischer Tierfreunde waren umsonst und so wird in nicht zu langer Zeit wohl vom Tod des letzten Rhonebibers und damit des letzten Bibers in Westeuropa in den Zeitungen zu lesen sein.

In unserem Lande ist es schon früher mit ihm zu Ende gegangen. Seine Knochenreste in den Aschengruben germanischer Altäre beweisen, dass der Biber den Göttern geopfert wurde. Aus der Zeit der mittelalterlichen Klöster wissen wir, dass Biberfleisch eine beliebte Fastenspeise war. Ja sogar auf dem Speisezettel der Bankette am Konzil zu Konstanz 1414—1418 gab es

„Biber, Dachs und Otter alles genug."

Hundert Jahre später schreibt Konrad Gessner:

„Wiewol in allen landen diss (der Biber) ein gmein thier / so sind sy doch zum liebsten wo große Wasserflussz rünnen / die Ar / Reuß Lymmat im Schweytzerland / auch die Byrs umb Basel hat dern vil."

Wann die letzten aus unsern Gegenden verschwunden sind, lässt sich nicht bestimmen. Dagegen haben wir aus andern Gebieten sichere Nachrichten: Noch um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts lebten Biber in den östlichen Alpenvorländern. Bei Salzburg fielen die letzten im Jahre 1870 Wilddieben zum Opfer, und einige Jahre später wird das endgültige Verschwinden des Donaubibers aus der Umgebung von Wien gemeldet.

Ein Opfer der Kultur und — der Gewinnsucht und Eitelkeit des Menschen; denn nicht sein Schaden, sondern sein schöner Pelz wurden dem Tier zum Verhängnis.

Auch der *Hirsch* war einst überall verbreitet. Noch im achtzehnten Jahrhundert kam er im Fricktal vor. Heute leben noch wenige Exemplare in den Hochtälern Graubündens, wo sie durch strenge Jagdgesetze geschützt werden.

Der *Bär* bewohnte nachweislich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch den Jura und ziemlich zahlreich das Alpengebiet. Im Jahre 1798 kann der Landvogt in Reigoldschwyl die Baseler Regierung um Verabreichung eines Schussgeldes an Johannes Brunner ab dem Ulmet ersuchen, der einen Bär auf seinem Gut erschlagen hatte. Interressant ist auch die Begründung:

> Da uns dieses schädliche Tier noch vielen Unfug hätte treiben können und es ein verdienst ist, dasselbe aus dem Wege geräumt zu haben.

Jetzt darf er sozusagen zu den Toten gerechnet werden, denn die seltenen Exemplare, die im Unterengadin und seinen Nebentälern beobachtet werden, müssen wohl als gelegentliche Überläufer aus dem nahen Tirol gelten.

Ganz ausgestorben ist der *Luchs* und der *Steinbock*. Dem Verschwinden nahe, wenn nicht schon überhaupt aus der Liste der schweizerischen Tiere zu streichen sind *Wolf*, *Wildkatze* und *Wildschwein*.

Alle diese Geschöpfe waren unsern Großeltern noch mehr oder weniger bekannte Erscheinungen, die man meist nicht nur vom Hörensagen kannte. Es waren, wenn auch nicht durchweg nützliche Glieder, so doch charakteristische Gestalten unserer Tierwelt. Unter den Vögeln ist der Lämmergeier unwiderruflich verschollen, der Uhu dem Verschwinden nahe.

Über das Aussterben des Lämmergeiers schreibt Zschokke:

> Mit dem Antritt des neunzehnten Jahrhunderts verfügte der Lämmergeier in der Schweiz noch über einen weiten Jagdbezirk, der breit und ununterbrochen dem ganzen Alpenzug folgte. Doch bald setzt der unaufhaltsame Rückzug, von Jahr zu Jahr rascher sich vollziehend, ein. Er führt nach den hohen Zentralstöcken mit ihren zerschrundeten Felstürmen und unzugänglichen, einsamen, aber wildreichen Bergöden. Der breite Wohnbezirk wird zu einem schmalen, die Hochgebirge Berns, des Wallis, Tessins, Graubündens und des benachbarten Tirols berührenden Streifen, einzelne abgesprengte Verbreitungsinseln in den Urkantonen, St. Gallen, Glarus, Appenzell erinnern an die vergangene Zeit stolzer, weit ausgedehnter Herrschaft; der einstige Standvogel wird zum flüchtigen Gast, der endlich ganz ausbleibt, der Herrscher zum vielgeplagten Verfolgten. Seit der Mitte des letzten Jahrhunderts macht

der Rückgang des stolzen Vogels in den Alpen reißende Fortschritte; von 1850 an bleiben nur noch wenige mit großer Zähigkeit festgehaltene Horste belegt. So erreicht die Fortpflanzung des Lämmergeiers in der Schweiz ihr Ende.

Das letzte, im Basler Museum stehende Glarnerexemplar fiel 1830. In der Urschweiz wurde der letzte Lämmergeier 1851 erlegt. Elf Jahre später fand im Wallis ein schönes männliches Exemplar sein Ende. Das dazu gehörige Weibchen blieb nach dem Tod seines Lebensgenossen dem alten Horste treu, der hoch oben im Bietschhornmassiv in unzugänglicher Felsspalte versteckt lag. Dieser Vogel, der letzte Walliser Bartgeier, lebte fortan als Einsiedler und war den Talbewohnern eine wohlbekannte Erscheinung. Seine Gewohnheit, mit eingezogenem Kopf und gesträubtem Gefieder mürrisch auf schroffen Felsklippen zu sitzen, sowie seine Vorliebe für Katzen und Hunde trugen ihm den Namen „alts Wyb" ein. Im Jahre 1886 fraß er ein vergiftetes Stück Fleisch, das in der Nähe von Visp ausgelegt und den Füchsen zugedacht war. So fand der prächtige Vogel ein unrühmliches Ende. Er ziert heute in seinem schmucken Altersgewand das Museum von Lausanne. In den einsamen Tälern Graubündens hielten sich einige Lämmergeier bis gegen das Jahr 1890. Alle späteren Nachrichten über den großen, stolzen Räuber der Schweizeralpen erwiesen sich als falsch oder wenigstens als unzuverlässig. Heute erscheint nur noch von Zeit zu Zeit zum Entsetzen der eifrigen Leser ein Lämmergeier in der „kleinen Zeitung, ohne Verantwortlichkeit der Redaktion". Gewöhnlich raubt dieser Zeitungsgeier kleine Kinder und beweist dadurch klipp und klar seine Zugehörigkeit zum Geschlecht der Enten. Für unser Gebiet muss der Bartgeier als ausgestorben gelten. Anerkennenswert, wenn auch längst zu spät, sind die Verfügungen des eidgenössischen Landwirtschaftsdepartements, das im Jahre 1887 dem charaktervollen Tiere und dem größten unserer schweizerischen Vögel Schutz angedeihen lassen wollte.

AARAU PAUL STEINMANN

(Schluss folgt.)